

Regina Lob [Fortsetzung]

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

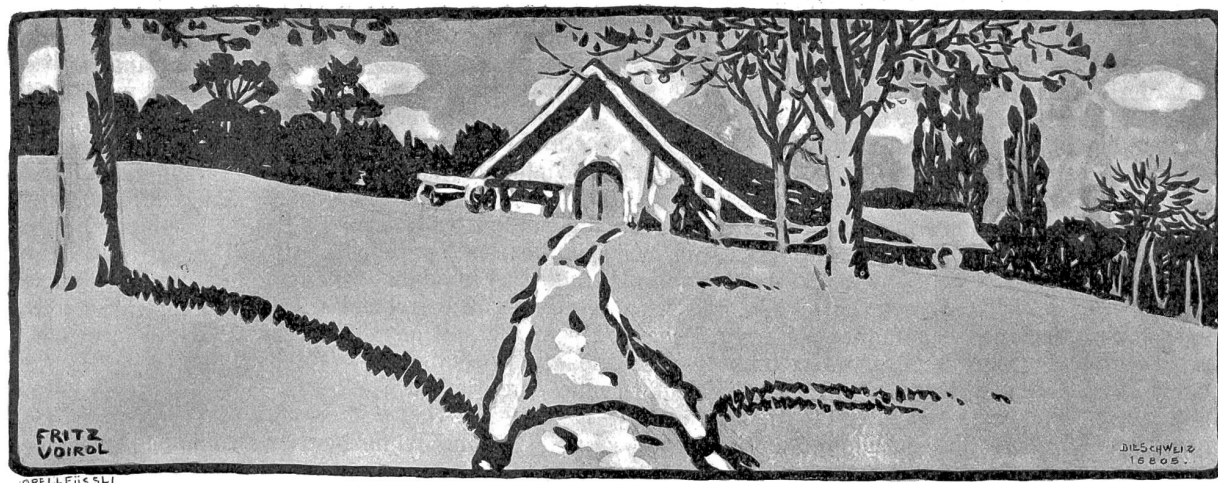
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gedichte von Helene Ziegler

Mein erstes Lied

Weißt du, wo ich zuerst das Singen lernte?
In einem heimlich grünen Alpental.
Auf dem verborgnen Bergpfad stieg ich einsam
Der Sonne zu durch Duft und Morgenstrahl.

Zu Häupten eines Schneefelds Silberflammen,
Mich Weihend mit dem stillen reinen Glanz,
Tief unten, tief, des Bergbachs mächtige Wellen,
Die rauschten, sangen bei dem wilden Tanz.

Da war's, wo ich mein erstes Lied erdachte,
Zum ersten Male durch die Pforte drang
In jenen rosenglühnden Zaubergarten,
Wo jeder Traum mir wird Gestalt und Klang.

Dunkelrote Rosen

Es mahnen dunkelrote Rosen
An tiefer Liebe heimlich Kosen,
An Küsse leidenschaftsdurchtränkt,
In heißer Sommerszeit geschenkt.

Sie mahnen an ein laut Bekennen
Von Sünden, die im Busen brennen,
An dunkle, stolzverschwiegene Glut,
An stummentschlossenen Frauenmüt

Und an die bangen Abschiedschmerzen,
Wenn blutend Herz sich reißt vom Herzen,
An wilde Sehnsucht, die dann loht,
An einen glorienvollen Tod...

Die Nachtspinnerin von Brunnen

Wenn's mondhell ist, zur tiefen Nacht,
Und all die träumeblaue Pracht
Sich weich um See und um Ufer breitet,
Wenn das Städtchen in dunkeln Schatten steht
Und niemand mehr durch die Straßen geht
Und niemand über die Brücke schreitet,

Dann taucht ein Weib aus den Wassern auf,
Steigt weiß an den nassen Pfeilern hinauf,
Läßt leicht sich am Geländer nieder
Und spinnet. Spinnet wunderfein und hold,
Der Rocken ist silbern, der Flachs von Gold,
Licht wallt das Haar ihr um die Glieder.

Und wenn ein Männerauge sie schaut,
So senkt sie tief ihr schönes Haupt.
Doch kommt ein Mädchen mit leichten Füßen,
Das versäumt den Tag, spät noch vom Tanz
Und schaut es den Flachs im hellen Glanz,
Wird es zur Stunde erblinden müssen...

Regina Lob.

Roman von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Als ich mit solchen Gedanken ins Krankenzimmer des Karl Hori trat, der am Rückenmark litt, und ihn allein und unbequem im Bett traf, entfuhr es mir: „Ei, wo habt Ihr denn die Regi... Eure Frau?“

„Meine Frau heißt doch Katherine!“ sagte der

Siehe stolz. „Das sollte man wissen! Es gibt nicht zwei solche Katherine!“

Ich kam zur Besinnung. Frau Katherine Hori war Glätterin im Hotel Carlino Lind. Von dort brachte sie zehn Minuten nach Zwölf dem kranken Eheherrn und ihren zwei Jungen das Mittag-

essen warm im Töpfchen heim. Dann rüstete sie das Bett auf, ordnete das Zimmer und gab dem Frickli und Leo das nötige Geld für die Einkäufe. Ein Viertel vor zwei Uhr ging sie wieder ins Hotel, von den beiden Knaben begleitet, die um diese Zeit in die Nachmittagschule mußten. Sie war mir oft in der Mitte der beiden sorglosen Schüler auf der Straße begegnet, ein kleines, aufrechtes, rundliches Weib mit einem Hauch von Mut und etwas wie immer frischem Wind um sich. Sie tat ihre Pflicht am Haus und Gemahl vollkommen, aber war in so vielen Jahren, da sie das Krankenbett sah und das Hüfteln und Seufzen hörte, gegen das Siechtum abgehärtet worden und konnte lachen und pfeifen am Feierabend und die Nacht hindurch neben dem gequälten Gatten prächtig schnarchen. So hatte sie den Mann bald daran gewöhnt, nicht unnützes Mitleid und unnötige Dienste zu fordern. Es kommt vor, daß sie nach dem Nachtessen noch mit den Söhnen ein wenig spazieren geht und in einer Gartenwirtschaft ein Bier trinkt. Sie muß sich verlusten, sagt sie.

In seiner Art war der Hori ebenso großartig. Er verehrte seine Frau heute noch mehr als am Hochzeitstag. Acht Stunden im Tag blieb er allein. Von halb zwei bis sechs Uhr mußte er Hunger und Durst ertragen. Dann kamen die Buben heim und kochten Kaffee. Oft rutschten ihm die Kissen weg, oft fehlte ihm ein Nastuch, oft vergaß man ihm das Tagblatt auf die Decke zu legen. Und das war das Aergste. Er sah sein Leibblatt ganz nahe auf der Kommode und konnte es doch nicht holen. All das mußte er leiden, bis ein Erlöser kam. Aber er klagte nie.

„Wollen Sie mir das Fenster schließen?“ sagte Hori. „Da ist eine große Bremse hereingeflogen. Was die mich geplagt hat... Na, sehen Sie, da... da! Jetzt, jetzt, packen Sie sie! Bravo, Herr Doktor!“

„Ach was, Eure Frau sollte besser achtgeben!“ zürnte ich. „Wer läßt bei solcher Schwüle und so vielen Stechmücken das Fenster offen! Sie sollte ein bißchen weiter denken... Und das Bett ist verneftet, daß ich mich wundere, wie einer noch darin liegen kann! Die Frauen gehören heim. Ich weiß eine, die ginge keinen Schritt vom Bette ihres Mannes. Und Ihre Frau ist in allem so geschickt. Sie fände Heimarbeit genug...“

„Das könnte sie haben, ich weiß... Aber sie ist mal ans Glätten gewöhnt. Mit den drei andern Glätterinnen im Hotel steht sie per Du. Ja, sie hat es dort kurzweilig. Man spaßt den ganzen Tag. Das gönnt' ich ihr. Ich mach' ihr doch nur Langeweile. Zwar der junge Hotelier tätschelt ihr manchmal die roten Backen und hat ihr Küsse geben wollen und noch Schlimmeres. Das peinigt mich. Aber Katherine ist tapfer und läßt sich eine Kleinigkeit von Amts wegen gefallen, aber lacht sich den Buckel voll über so einen Schmarozer. Das weiß ich. Sie hält mich aus bis ans Ende. Wenn ich dann tot bin, kann sie machen, was ihr gefällt... Uebrigens, Herr Doktor, hab' ich es

schön genug. Wenn nur die Fliegen — da, husch! — nicht so eine Plage wären... Sehen Sie, schon wieder und immer auf meine Nase, immer!“

Wie hoch steht doch dieser kleine ungeschickte Mann, der vor der Krankheit Packträger war, über dem Gemeinderat und Dorfaristokraten Theodor Weggisser! Ich salbte ihm den Rücken ein, so einen kleinen, höckerigen, magern Rücken. Wieviel mehr Heldentum trug dieser Buckel als Theodors Riesenschultern! Ein schiefes Kissen würde den schon unglücklich machen. Aber wie hoch steht dafür Regina über dem frohen Weib hier! Die tapfere Frau Hori gefiel mir gar nicht mehr. Sie schien mir herzlos und selbstfüchtig. Aber Regina war selbstlos wie eine Heilige...

Und was ich immer noch für Patienten aufsuchte, überall fehlte den Frauen etwas, was Regina reichlich besaß, und überall hatten die Männer etwas, was dem Theodor Weggisser abging. Mein ehemaliger Freund verkleinerte sich von Besuch zu Besuch zu einem Zwerg, meine ehemalige Feindin wuchs zur Riesin auf. Unzufrieden und aufgeregt lief ich nach Hause, wo mir vor den stummen Gesichtern der Kinder ordentlich bange war.

Als ich am Stadttheater vorbeiging, sah ich einige Studenten zur Kasse eilen. Da fiel mir ein, daß ich Ernst schon lange einen Theaterbesuch versprochen hatte. Meinen Jungen wollte ich durchaus wieder gut haben. Was wird diesen Abend gespielt? Richard III. Gut! Ich kaufte mir drei vornehme Plätze der ersten Reihe, damit auch Mimeli gar alles sehen konnte, und trat nun beruhigter ins Haus.

Beim Nachtessen strahlten mich wieder die zwei seltsamen, schonenden und doch so unerträglichen Entschuldigungen Mimelis an. Ernst nahm keinen Löffel Suppe. Nun, das war kein Heldenstück! Mehlsuppe! Aber er würdigte auch die Erdbeerschnitten keines Blickes und ließ sogar die blutroten Scheiben Bündnerfleisch, die er unheimlich liebte, großartig an sich vorüberziehen. Mit harter Miene lehnte er alles ab, was Else ihm besonders höflich bot, und wartete.

„Better Götti!“ klang es plötzlich ruhig gegenüber. „Warum hast du mich am Morgen geschlagen?“

„Du hast eine edle, feine Frau beschimpft!“

„Ich habe nur gesagt ‚Zigeunerin‘! Aber diesen Uebernamen habe ich doch von dir!“

„Was? Wieso? Von mir?!“

„In ganz Jlgis sagen doch die Leute meiner Gotte nur ‚Die Zigeunerin‘. Du habest ihr den Namen gegeben an der Hochzeit oder noch vorher, wo ihr noch Bub und Meitli waret. Man denkt nichts Böses dabei. Die Zigeunerinnen sind doch schöne Jungfern! Mir gefallen sie. Und dir, Mimeli?“

„O mir auch, so schwarzes Haar und so lange Augen und so große Ohrenringe und...“

„Aber zur Mutter oder zur Frau möchte ich sie doch nicht. Sie wollen regieren. Sie sind frech. Mir muß die Frau folgen wie ein Hundli!“

Mimeli lachte und schüttelte den Kopf. Es würde gerne folgen, diesem feinen Eisen herzlich gern. Aber denken würde es doch, was es selber wollte. Eigensinnig und demütig zugleich hob es seine Stirne zum Knaben auf.

„So ist es also! Und jetzt, Better Götti, warum hast du mich geschlagen?“ fragte Ernst unerbittlich und wurde bleicher, so oft er ‚schlagen‘ sagte. Seine Augen füllten sich mit kalten Silberflöcklein. „Das sollst du mir doch sagen. Wenn du mich prügelst, will ich wissen warum!“

„Vater!“ bat Mimeli leis und nahm mich teilnehmend am Arm. Zu Ernst warf sie ein flehentliches Auge, das deutlich sagte: „Lieber, es ist genug!“

Ernst sah meine ungemütliche Lage und weidete sich noch ein göttliches Augenblickchen daran. Dann wurden seine Blicke wärmer, Gold floß in die Pupillen, und er sprach: „Du mußt es uns halt sagen, wer dir lieb ist, Better Götti! Wenn ich ja gewußt hätte, daß du meine Gotte heiraten willst, so hätte ich ihr nicht Zigeunerin gesagt; aber ich dachte, das sei alles Spaß von Mimeli.“

„Ach, seid ihr dumm,“ fand ich endlich das Wort, „so was zu schwätzen, und ich bin noch dümmmer, mich darob zu erhitzen! Wißt ihr was: Wir wollen das gründlich vergessen, und darum hab' ich soeben drei famose Plätze fürs Theater gekauft!“

„Wilhelm Tell?“ schrie Ernst und fing an, aus allen Schüsseln zugleich zu essen. „Geßler? Hohle Gasse?“

„Nein, Richard der Dritte!“

Und ich erzählte den Kindern, was das für ein böser, falter, falscher und unermeßlich gescheiter Mensch gewesen und wie fein ihm jedes Verbrechen gelungen sei. Aber zuletzt hätten ihn die Sünden so schwer geplagt von innen und die unschuldigen und gekränkten Leute seien so tapfer gegen ihn zu Felde gezogen, daß er zusammenbrechen mußte.

Ich glaube dennoch nicht, daß die Kinder den tiefen Geist des Stückes begriffen haben: Aber sie unterhielten sich an den farbigen und gewaltigen Einzelheiten köstlich genug. Oft lehnte sich Mimeli vor Grauen an mich an, oft knirschte Eisen mit den spitzen Zähnen vor Wildheit. Die Ritter und Waffen und das mächtige Zelt und die Totengesichter und die Schlacht freuten ihn unendlich. Aber Mimeli fand immer wieder seine Zufriedenheit daran, wenn mitten in allem Gelärm der großen Herren eine Frau kam und auch ihr festes Sprüchlein zur Sache fügte. Und als gar die alte Margaretha vor dem königlichen Anhold stand und ihm Wahrheit auf Wahrheit wie Blut ins Gesicht schleuderte, da klatschte es mit seinen breiten Händchen und flüsterte: „Welch' eine gute Frau, Welch' eine liebe Frau!“ Für seine Arglosigkeit gab es nur ganz brave und ganz schlechte Menschen, nur Himmel und Hölle. Das gute Kind wußte nicht, wie in jedem Menschen sich das von oben mit reichlich viel von unten mischt und wie auch in dieser leidtragenden Großmutter auf der Bühne ein stattliches Stück Teufel sich ausgetobt

hatte. Ich aber sah und hörte nur immer die eine Szene, wo die Prinzessin Anna hinter der Bahre Heinrichs VI. schreitet. Das war für mich Regina Lob hinter dem Sarge Theodors. Es störte mich gar nicht, daß die Geschichte auf der Bühne ganz anders als die Geschichte meines Herzens verfaßt war. Für mich war es die gleiche. Da lag der Tote, und so schwankte Regina der Leiche nach, trostlos, hoffnungslos

Und immer, wenn ihr müde seid, ruht aus,
Derweil ich klag' um meines Königs Leiche...

Ihr König, gewiß!

Regina schrieb nie. Aber der alte Eisen hatte noch jüngst berichtet, daß Theodor nur noch einem Schatten gleiche, niemand mehr kenne, von Tag und Nacht und von Leben und Tod nichts mehr unterscheide, daß es nur noch einen kleinen Hauch brauche, minder stark als eine Mücke wegzublasen, um auch dieses letzte Stümpchen Leben auszulöschen. Morgen, übermorgen, geht Regina auch schwarzbestort hinter dem Sarge...

Da kommt Richard. Seltsam, ich sah den Schurken nicht, ich sah nur mich. Die Berse glitten sinnlos an mir vorbei. Ich war ja kein Richard und sie keine Anna. Aber soviel gilt: Da, im Sarge liegt ihr König Theodor, und da durch die Straße kommt schon ein neuer Freier, eine neue Liebe gegangen. Und sicher, auch das andere Weib tut seinen Kelch auf und trinkt die Sonne eines frischen zweiten Tages ein! Ja, wenn Theodor stirbt — wie jung ist Regina, wie schön! Welch ein starkes Blut hat sie noch! O, sie wird nicht immer schwarzhaubige Witwe bleiben! Sie wird wieder etwas lieben müssen. Sie ist, solange ich sie kenne, immer wie ein großes, hungriges Feuer gewesen. Wenn es nichts mehr zu verbrennen gibt, erlöscht und stirbt sie. Sie muß immer etwas zum Verbrennen haben. Aber wer wird dieses Reißig sein? Gott, o Gott, was ist das? Warum überläuft es mich so heiß? Was füllt mich für eine seltsame, unheimliche Angst vor mir selbst? Da horch! Wie eigen Richard und Anna reden!

Richard: „Gewährst du Frieden mir?“

Anna: „Das sollt Ihr künftig sehen.“

Richard: „Darf ich in Hoffnung leben?“

Anna: „Ich hoffe, jeder tut's.“

Richard: „Trag' diesen Ring von mir!“

Anna: „Annehmen ist nicht geben!“

Ach, Torheiten, so hager und knochig und eifersüchtig, so wachsam wie ein Habicht, so scharf wie Essig und so bitter wie Galle — Welch' ein furchtbares Weib! Walter, Walter, bist du denn krank?

* * *

Ich hatte vor, meine drei Ferienwochen mit Mimeli und Ernst in einem der hohen, wasserreichen und dabei so milden Gebirgstäler des Tessin zuzubringen. Die Kinder freuten sich endlos, als ich ihnen von dem kostbaren Nest Fusio an der kühlen weißbeschaumten Maggia redete und es ordentlich ausmalte, wie das Dorf aus einem Tobel

sozusagen den Berg hinauffriecht, so grau und weiß und steinig, mit holperigen Gassen und wunder-vollen Menschen, heiß wie Italien und ernst wie der Gotthard. „Wir werden den Naretpaß machen und ein paar leichte Berge, vielleicht sogar die mächtige Cristallina besteigen. Ihr werdet über kleine Gletscher schreiten, grüne, glasige, oft mit Schnee wie mit einem Pelz überzogene Gletscher. Aber, Ernst Eisen, dort mußt du immer genau vor mir hergehen und du Mimeli genau hinter mir. Und wir halten uns alle drei am Seil fest. Du, langer Held von einem Ernst, darfst auch einen Eispickel führen, und Mimeli und ich werden recht demütig in deinen Tritten gehen. In Schneebäche tunken wir unsern Zucker und weichen unser Brot auf, und den Mürmeltierchen schenken wir unsere Wursthäute und... und...“

„Ach sieh, da redete ich ja mit mir allein! Fortgeschossen waren meine Zuhörer. Aber aus den Kammern erscholl ein Hämmern und Klopfen und Nageln, als würden ein Duzend Pferde beschlagen. Und zwischenhinein übten sich die beiden im Jodeln und im Buon giorno! Buona sera! Si, si, gentilissimo Signore Ernesto, Signorina Mimeletta!“

Noch nie hatte ich selbst so ungeduldig die Tage bis zur Abreise gezählt. Ich war dieses Frühjahr nervös geworden, unruhig, voll dummer Aengste, die ebensowohl als Hoffnungen gelten konnten. Keinem Menschen, mir selber nicht einmal hätte ich dartun können, wie wirr es in mir ausah. Doch mit zwei so lieben jungen Leuten dort im welschen Gebirge, bei so neuen Gesichtern und Orten und in so kummerlosen Tagen würde ich sicher wieder meine ehemalige hochgepreisene Ruhe kriegen...

Ich war nie mehr nach Igis gegangen. Regina hatte mich nie eingeladen. Die Medikamente sandte ich, je nach der Anwendung, ins Weggisserhaus oder zum alten Bersolt. Mehr konnte ich auch nicht helfen, wenn ich immer droben stände. Geschrieben, getröftet, ermutigt hatte ich in vielen, vielen Briefen. Allein, bevor ich ins Tessin ging, wollte ich nun doch noch einmal an Theodors Bett eilen, wohl zum letzten Mal. Immer plagte es mich, daß mein Herz seit langem dem alten Freund Unrecht zufüge. Dennoch mußte ich mir mitten in den Vorwürfen gestehen, daß ich noch viel begieriger darauf war, mit Reginen wieder ein paar gute Worte zu wechseln. Mimeli oder Ernst, das fühlte ich wohl, wären mir diesmal ein geringer Schutz. Darum schrieb ich Elfschen, es möge doch einmal mitkommen. Aber meine Schwester erwiderte, ihre Mädchen schwigten jetzt eben in den strengsten Examen. Da könne sie nicht weg. Vier-zehn Tage später, dann gern, ja, dann unbedingt! Sie wolle gleich die kurzen Ferien alsdann bei Regina zubringen... Natürlich lag wieder eine große Photographie bei, sechzehn lange, schmale, magere Töchter wie unfruchtbare Rebstöcke und in der Mitte auf einem Armstuhl breit und lustig sitzend, mit dem runden Kinn und dem Rosenblattmäulchen: Fräulein Direktorin Pauline.

So ging ich allein. Regina nahm mich ernst auf und begrüßte mich mit etwas leiserer und heiserer Stimme. Sie nötigte mich, zuerst ein bißchen in der Stube zu warten, und trug mir Most und Birnenweggen auf. Aber immer wieder ging sie hinaus und kehrte jedesmal voll Unruhe zurück. Mir war, sie habe etwas zu sagen und getraue sich nicht recht. Eine außerordentliche Sauberkeit und Ordnung herrschte in der Stube. Das fiel mir sogleich auf. Es war wie ein neues Haus und ein neuer Haushalt.

„So komm!“ sagte sie endlich. „Er schläft nicht mehr. Sonst schlummert er jetzt meistens, und es ist ihm so am wohlsten...“ Sie schien noch etwas beifügen zu wollen. Aber da rauschte schon ihr weites, braunes Kleid, das ihrem Bronze Gesicht so herrlich anstand, zur Kammer, ihr Kinn zitterte ein wenig, schon öffnete sie die Türe... Was gab es wohl?

Theodor lag im Bett in jener eindringlichen Art, wie Kranke, die längst keinen andern Platz mehr kennen, denen das Bett Stube und Spaziergang und Vaterland und Welt geworden ist, auf ihrer Matratze liegen. Es läßt sich nicht erklären; aber solche Menschen bilden mit Kissen und Decke und dem ganzen Lager eine eigene, strenge Persönlichkeit. Man kann sie von einander nicht mehr trennen.

So lag Theodor im Bett! Aber was hatte er doch für einen kleinen Kopf! Er verschwand beinahe im Kissen. Die herrlichen Locken waren ausgefallen, fast kahl sah der runde Schädel aus. Die einst vollen Wangen waren jetzt nur noch eine dünne, hart über die Backenknochen gespannte, farblose Haut und bebten bei jedem Atemzug. Die schönen stolzen Lippen hatten sich braun und dürr wie Herbstrinde in den Mund hinein verzogen, und die weißen Zähne traten grinsend hervor. Die Stulpnase blinkte wie Wachs und war schmal und spitz geworden. Selbst der Schnauz und Bart schienen dürrtiger, und viele, viele graue Fäden spannen darin. Nun sah ich den Kern meines Jugendideals. Alles Eitle war wie Vergoldung von einem Götzenbild gefallen, und entseht erkannte ich jetzt, wieviel an meinem Götzen nur blühende Lünche gewesen war.

Theodor lag auf der rechten Schläfe und lachte mir beim Eintritt zu, ohne die geringste Bewegung zu machen. Da sah ich, daß seine Augen noch voll der alten großen blauen Herrlichkeit schwammen. Allein, wie ich nun herzutrat und „Grüß Gott, lieber Thedi!“ sagte, da erschrak ich bis ins Mark. Dieser blaue, herrliche Augenhimmel war leer! Es gab keine Sonne mehr darin. Es war eine öde, unbeseelte Herrlichkeit daraus geworden. Ich wußte sogleich: der Arme hatte den Verstand verloren.

Er brachte kein sauberes Wort hervor. Alles ward Gestammel und Gestotter wie von einem Kind, das sprechen lernt, nur daß dieses große Kind gerade umgekehrt daran war, die Sprache zu verlernen. Doch selbst in diesem widrigen Geplapper erkannte ich ab und zu den melodischen



Friz Widmann, Rorschikon.

Herbstnachmittag.
Phot. Ph. & C. Zint, Zürich.

Klang heraus, der früher aus dieser stolzen Glocke geschwungen worden. Jetzt war sie zersprungen.

Theodor sah mich beständig an. Aber er kannte mich nicht und suchte und dachte auch nichts dabei. Von Zeit zu Zeit öffnete er den Mund und wartete so ein Weilchen. Er meinte, man müsse ihm etwas eingeben. Dann schloß er die Lippen wieder und faute und leckte, als hätte er wirklich etwas bekommen. Im ersten Moment wollte mich dieser Anblick fast umstoßen; doch da hörte ich Regina sagen: „Thedi ist müd; aber er hat Freude, siehst du, er lächelt. Ganz deutlich hat er dich wieder erkannt.“

Nein, nein, er kannte mich nicht. Er hätte auch vor einem Stein so gelächelt. Glaubt Regina das Märchen, oder redet sie es sich bloß ein?

Sie wischte dem frankten Gatten behutsam die nasse Stirne ab und flüsterte dazu: „Schäß! Immer schwitzen, immer schwitzen! Schau, du bekommst jetzt einen Biergrog!“

Theodor murmelte etwas wie im Schlaf, lallend, halb laut, durcheinander, ein silbenloses Zeug.

„Du magst nicht, wie? Aber in einer halben Stunde, gelt!“

Wieder ein Gebrummel und die leeren glänzenden Augen und ein stilles Lächeln übers ganze Gesicht. Er spürte gewiß nichts mehr von seinem dürftigen Dasein und nichts von uns am Bette. Dieses Lächeln war wie ein tierischer Rest des einstigen jubelnden Menschen Theodor.

„Walter hat dir allerlei zu erzählen. Aber jetzt bist du noch müde. Später vielleicht, gelt, Schäß!“ Und sie drückte ihm einen Kuß auf die Wange; aber das Lächeln des Armen blieb starr und gleichgültig wie vorher. Wieder stotterte Theodor etwas, das keinem Ohr verständlich war. Soviel aus der Klugheit des Lebens hatte sein Instinkt gerettet, daß man auf eine Ansprache etwas antworten müsse; aber was sein Ohr empfang und sein Mund zurückgab, berührte seine eingeschlafene Seele nicht mehr.

So ging es zwischen Regina und Theodor hin und her in einem sonderbaren, ergreifenden Betrug. Die arme Frau wollte sich und mich täuschen. Diese Täuschung war noch ihr letzter Trost. Und ich tat es ihr zu Gefallen und benahm mich, als merke ich nichts von so rührender List und glaube alles steif. Aber ich wußte, so ein Bild würde ich keine Viertelstunde aushalten.

Später saß ich neben Regina in der Stube. Die Kinder waren in der Schule.

„Er sieht recht ordentlich aus!“ log ich.

„Das sagen alle, und jetzt bei dieser milden Luft wird es immer besser!“

Ich nickte angestrengt.

„Er hat dich sogleich erkannt. Hast du gesehen, wie er lächelte und die Hand aus der Decke zog? Aber es ist besser, wenn er sich nicht aufregt.“

„Ich habe ihn gut verstanden. Oft, wenn ich in seine Studentenbude trat, hat er so ein Gebaren gehabt, ein wenig gelacht, den Arm ein bißchen entgegengestreckt und dann für sich gebrummt. Ich aber setzte mich irgendwo in eine Fensternische vor ein Buch oder ein Bild, und wir konnten alsdann stundenlang schweigen und zufrieden sein.“

Regina billigte meine Worte mit dankbaren Augen. „Schmerzen hat er wohl gar keine mehr?“ fragte sie vorsichtig.

„Verlaß dich darauf, Regina, er leidet weniger als wir!“

„So ist es recht!“

Bei jedem Satz wollte ich der schönen Frau zuschreien: Regina, Regina, was nützt dieses Lügen? Ich sah wohl, auch sie sprach ihre Sätzlein schnell und scharf aus und schloß mit dem letzten Wort immer so heftig, als schiebe sie damit einen Niegel vor, daß nicht noch schnell ein ‚Nein‘, ‚Es ist anders‘, ‚Es ist gelogen‘ dazwischenspränge.

Ich mußte Regina immer wieder anschauen. Nie sah ich Geduld und Heldenmut schöner im Weib beisammen. Sie war wie eine Verklärung zu schauen. Alles war zarter und weicher an ihr geworden. Ihr Antlitz hatte etwas Feierliches und Gereinigtes, ihr ganzes Wesen etwas wie durch große Prüfungen Geläutertes angenommen. Wohl schimmerten ihre Augen noch immer wie eine Sommernacht; aber in diese blitzenden Sterne war ein mildes Del gekommen. Sie loderten nicht mehr wie Mars und Venus, sie glommen still, sanft, ergeben wie ein treues heiliges Altarlicht. Die Lider waren freilich entzündet und fielen immer wieder halb über die Augen herab. Ihre feinen Lippen zitterten nervös. Dieses Weib war todmüde, es schlief nicht mehr...

O, man mußte Regina lieben, so, wie sie dasaß, wunderschön und wunderrein! Sie trug ein einfaches, dunkelbraunes, weites Gewand und hatte das herrliche Haar glatt gekämmt. Ihre ganze große Figur atmete eine neue Ordnung aus...

(Fortsetzung folgt).

Berglied.

Nachdruck verboten.

Novelle von Gerolamo Rovetta. Autorisierte

Uebersetzung von Elisabeth Klein, Birmingen.

Der Künstler hatte die tiefblauen funkelnden Augen auf die Marchesa gerichtet, als ob sie seine Freundin, seine Vertraute wäre, der er mit diesen wunderbaren Melodien all die Sehnsucht seiner Träume, seiner Jugendzeit, verborgene, ihr unbewußte Kämpfe, lange Erwartung und seine Seligkeit über diese durch einen Zufall geschaffene Stunde offenbaren wolle. Dann, in der Trunkenheit dieses großen Glückes und vollständig seinem

Gefühle als Künstler hingegeben, gab er Felicitä, die neben dem Harmonium stand, nachdem der Gesang beendet und der letzte Satz des Psalms auf den Tasten verklungen war, die Erklärung seiner Ueberraschung bei ihrem Anblick:

„Es ist nicht das erste Mal, daß wir uns begegnen...“

„Wirklich? Wo war's denn? Wann?“

„O, es ist ausgeschlossen, daß Sie mich jemals bemerkt